

Geschlechtervielfalt – eine verdrängte Realität

Die Human- und Sozialwissenschaften haben Forschungsergebnisse zutage gefördert, die den Blick auf die Binarität der Geschlechter verändert hat. Daraus ergeben sich Anfragen an Theologie und Kirche.

Die meisten von uns erinnern sich noch an das Finale des Eurovision Song Contest, wo Nemo im Juni dieses Jahres mit Bravour den ersten Platz ergatterte. Nicht unerwartet brachte Nemo für das Publikum mehr oder weniger offen eine Botschaft mit, dass Personen wie Nemo, die sich weder als Frau noch als Mann fühlten, Teil der Gesellschaft seien, und dass ihnen Respekt entgegengebracht und entsprechende Möglichkeiten der gesellschaftlich-rechtlichen Anerkennung, etwa in einem dritten Geschlecht, verschafft werden sollte. Mit einem Schlag gerieten höchst intime Realitäten existenzieller, geschlechtlicher Lebensweisen in das Bewusstsein der Öffentlichkeit: Es gibt eine Geschlechtervielfalt, die wir in der Regel durch unsere Denk- und Wahrnehmungsgewohnheiten ausblenden und in den Hintergrund drängen. Gerade weil es sich hier um existenzielle, oftmals mit Tabu und Scham belegte Lebens- und Empfindungsweisen handelt, sind deren Einschätzung und Beurteilung nicht selten einseitig, moralisierend und argumentativ kurzatmig, auch wenn manches Bedenken und manche kritische Einschätzung nachvollziehbar erscheint. Jenseits der gesellschaftlichen und kirchlichen Moral haben die Humanwissenschaften in Biologie, Medizin und Psychologie in den letzten Jahrzehnten im Bereich der Sexual- und Geschlechterforschung Ergebnisse zutage gefördert, die in manchem unseren Blick auf die Sexualität verändern, erweitern und vielfach auch korrigieren.

1. Erkenntnisse der Human- und Sozialwissenschaften

Als untrüglicher Garant für die Feststellung des Geschlechts galten bis anhin die Biologie bzw. Anatomie, welche mit der Kategorie «männlich-weiblich», also mit der Binarität, die Lebenswelt des Geschlechtlichen eindeutig zu definieren schienen. Doch gerade die Biologie, auf die man sich gerne bezieht, wenn es um die binäre Ordnung der Geschlechter geht, zeigt in neueren Forschungen eindrucksvoll, dass es eine Vielfalt von männlichen und weiblichen Erscheinungsformen gibt, die sich um die beiden biologischen Pole «männlich/weiblich»

organisieren.¹ Die menschliche Natur kennt in diesem Spannungsbogen fließende Übergänge zwischen diesen beiden Ausdrucksformen des Geschlechtlichen. Aus der Sicht der Biologie ist eine starre Einordnung in die Kategorie «männlich/weiblich» nicht mehr angezeigt. Nicht nur dies, das Geschlecht selbst ist keine von Anfang an gegebene, unveränderliche Grösse, sondern unterliegt ein Leben lang einem dynamischen Prozess, der Veränderung und Entwicklung. So ist beispielsweise bekannt, dass sich die Geschlechtsorientierung von Männern wie Frauen im Laufe ihres Lebens von einer hetero- zu einer homosexuellen Orientierung wandeln kann, was heute auch viel offener thematisiert wird. Das Faktum der Geschlechtervielfalt hat weitgehend damit zu tun, dass das biologische Geschlecht durch unterschiedliche Faktoren bestimmt wird, die untereinander interagieren und zu einer stark individuellen Prägung der Geschlechtlichkeit führen.

Lange Zeit glaubte man, dass bei der Geburt aufgrund physiologischer Merkmale das Geschlecht eindeutig festgelegt werden könnte – von einigen Ausnahmen abgesehen. Dabei sind die äusseren Geschlechtsmerkmale (Penis, Vagina) nur ein bestimmender Faktor nebst den Geschlechtschromosomen (xx steht für weiblich, xy für männlich), der Keimdrüsenorgane (Hoden, Eierstock) und dem Hormonhaushalt, der durch die individuelle Konzentration und die jeweiligen Anteile der Geschlechtshormone (Testosteron, Östrogen) ebenfalls sehr bestimmend einwirkt. Schon allein das biologische Geschlecht ist das Ergebnis eines komplexen Zusammenspiels dieser Elemente. Dies ist im Übrigen einer der Gründe, warum heute nicht mehr von einem bei der Geburt festgestellten Geschlecht gesprochen wird, sondern von einem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht. Die Wissenschaft geht gegenwärtig davon aus, dass es ein Kontinuum zwischen den beiden biologischen Geschlechtern gibt, welches das traditionelle Schema der Binarität sprengt und eine Variationsbreite zulässt, die allerdings auch durch psychische und gesellschaftliche Faktoren nicht unwesentlich mitbestimmt ist. Bis heute gibt es allerdings noch kein schlüssi-



Prof. em. Dr. Adrian Holderegger OFMCap (Jg. 1945) lehrte von 1982 bis 2012 theologische Ethik an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg i. Ü. Er ist Mitglied zahlreicher Gremien, u. a. Mitglied der Kommission «Würde der Tiere» des Bundesamtes für Veterinärwesen (BLV) und auch des Schiedsgerichts der «Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste». Zudem ist er «Ambassador for Peace» der UNO.

¹ Eine hervorragende Einführung und Übersicht gibt: Michael Ermann, Identität und Begehren. Zur Psychodynamik der Sexualität, Stuttgart ²2023.

ges naturwissenschaftliches Modell, das diese formbare und veränderbare Geschlechtsoffenheit und Vielfalt zu deuten vermöchte.² Sigmund Freud, der Pionier der Sexualforschung, sprach beispielsweise von männlichen und weiblichen Anteilen in jedem Individuum (1905); Alfred Ch. Kinsey (1948, 1953) wies in seinen berühmten Forschungsarbeiten nach, dass die Übergänge zwischen den sexuellen Orientierungen nicht trennscharf, sondern fließend sind. Doch auch diese Ansätze führten nicht zu einer verfestigten Theorie über Entstehung und Ausbreitung der Geschlechtervielfalt.³

2. Eine zentrale Unterscheidung

Ein wichtiger Meilenstein in der Sexualforschung ist die Unterscheidung seit den 1960er-Jahren zwischen dem biologisch-körperlichen und dem psycho-sozialen Aspekt der Sexualität. Sie betrifft die herkömmlichen Unterschiede zwischen Mann und Frau, die nicht bloss durch die Biologie bestimmt sind – wie im Alltag oft angenommen wird –, sondern von der Gesellschaft, von ihrem Rollenverständnis und ihren sozialen und moralischen Regeln mitkonstruiert sind. «Sex» meint demnach das biologische Geschlecht und bezieht sich auf die biologischen und physiologischen Merkmale, die einen Menschen dem männlichen oder weiblichen Geschlecht zuordnen lassen. «Gender» meint das soziale Geschlecht, das sich auf die Rollen, Verhaltensweisen, Aktivitäten und Erwartungen bezieht, welche eine Gesellschaft als angemessen und geziemend für Männer und Frauen ansieht. «Gender» ist demnach ein soziales und kulturelles Konstrukt, das sich über Zeit und Kulturen hinweg unterschiedlich stark ändert. Diese Unterscheidung ist insbesondere von der Frauenbewegung (z.B. Judith Butler) aufgegriffen worden und ist aus dem Diskurs über Sexualität nicht mehr wegzudenken. Sie hilft, die Vielfalt der Geschlechtsidentitäten, des Geschlechtererlebens und Verhaltens besser zu verstehen und anzuerkennen. Heute werden jene Menschen als «queer» bezeichnet, deren sexuelle Orientierung oder Geschlechtsidentität nicht den traditionellen heteronormativen und binären Vorstellungen entsprechen. Ursprüng-

lich bedeutet das Wort «seltsam», ist aber seit den 1990er-Jahren positiv besetzt und wird von dieser Personengruppe als Selbstbezeichnung übernommen. Unsere offenen, liberalen Gesellschaften – im Wesentlichen die westlichen Zivilisationen – stellen nicht bloss die herkömmlichen Kategorien und Normvorstellungen infrage, sondern erlauben ein breites Feld sexuellen Verhaltens und Experimentierens. Gerade weil das soziale Geschlecht weitgehend gesellschaftlich, kulturell und mitunter auch religiös bestimmt und Teil der gesellschaftlichen Suchbewegungen ist, muss darüber immer wieder neu ausgetauscht und verhandelt werden. Gesellschaft, Kirche wie die Theologie dürfen sich dieser Herausforderung nicht entziehen.

3. Statistische Ergebnisse

Ein Blick in die empirische Sozialforschung zeigt Erstaunliches: Was das biologische Geschlecht anbelangt, geht die Forschung heute davon aus, dass sich eine Geburt auf 5000 aufgrund der Anatomie nicht eindeutig einem Geschlecht zuordnen lässt, und aufgrund chromosomaler Konstellationen (Turner- oder Klinefelter-Syndrom) ist es schätzungsweise eine Geburt auf 2000, die dem Bereich der Intergeschlechtlichkeit zuzuordnen ist.⁴ Dies stellt die Kindermedizin (Endokrinologie, Chirurgie), Entwicklungspsychologie und Pädagogik vor besondere Probleme, die wir hier nicht weiter diskutieren können. Eine Studie, die kürzlich in 30 Ländern durchgeführt wurde, zeigt, dass die Schweiz den höchsten Anteil an Menschen hat, die sich nicht identisch fühlen mit dem Geschlecht, das bei der Geburt festgestellt wurde, die sich also als transident*, non-binär oder gender-fluid bezeichnen würden.⁵ Etwa 6 Prozent der Befragten gaben an, sich so zu identifizieren. Insgesamt betrachten sich 13 Prozent der Schweizer Bevölkerung als Teil der LGBTQ-Gemeinschaft (lesbian, gay, bisexual, transgender, queer), was die Schweiz weltweit an dritter Stelle platziert. Ob diese Zahlen die Realität genau abbilden, ist schwer zu sagen. Weltweit wird der Anteil an Personen, deren Geschlechtsidentität nicht dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht entspricht, in der Regel zwischen 1,1

² Vgl. Udo Rauchfleisch, Transidentität, Transgender. Transitionsprozesse begleiten und gestalten, Göttingen 2024, 25.

³ Vgl. Gerhard Schreiber (Hg.), Transsexualität in Theologie und Neurowissenschaften. Berlin/Boston 2016.

⁴ Siehe: Pschyrembel. Klinisches Wörterbuch (online), 2024.

⁵ A 30-Country Ipsos Global Advisor Survey, Paris 2023.

* Als «transident» werden Menschen bezeichnet, die sich nicht mit dem ihnen zugewiesenen Geschlecht identifizieren können und die dementsprechend eine andere Geschlechtsidentität aufweisen. Als «transgeschlechtlich» werden jene Menschen bezeichnet, deren Geschlechtsmerkmale nicht eindeutig sind und deren Körper von ihrer empfundenen Geschlechtlichkeit abweicht (z.B. Transvestiten). Der Begriff «transsexuell» wird nicht mehr verwendet, da er sich auf das herkömmliche System der Binarität bezieht und das viel breitere Geschlechtsempfinden dieser Menschen nicht adäquat abbildet. Als «Cis-Menschen» werden all jene Menschen bezeichnet, die sich mit dem bei der Geburt aufgrund der Körpermerkmale zugewiesenen Geschlecht identisch fühlen und keine relevante Diskrepanz empfinden zwischen «biologischem» und «sozialem» Geschlecht. Der etwas unglückliche Begriff wurde in den 90er-Jahren eingeführt, hat sich aber in der Alltagssprache kaum durchgesetzt (vgl. Rauchfleisch, 10).

und 1,5 Prozent geschätzt. Die Schätzungen stiegen in den letzten Jahren, was damit zu erklären ist, dass sich mit der gesellschaftlichen Akzeptanz mehr Menschen offen zu ihrer empfundenen Geschlechtsdifferenz äussern.⁶ Werden diese Prozentzahlen für die Schweiz hochgerechnet, sind dies – konservativ geschätzt – zwischen 99 000 und 135 000 Menschen. Die Zahl dürfte aber um einiges höher liegen, wenn die oben genannte Umfrage in Betracht gezogen wird. Eine doch recht ansehnliche Minderheit, die in der Öffentlichkeit in diesem Umfang kaum so wahrgenommen wird.

4. Und die christliche Anthropologie?

Die Anerkennung geschlechtlicher Vielfalt ist zunächst eine Herausforderung für Theologie, Kirche und Gläubige. Denn die Annahme der Binarität und der damit einhergehenden klaren Zuordnung zu Mann und Frau ist nicht bloss ein massgeblicher Ordnungsfaktor in unserer Gesellschaft, sondern auch in den herkömmlichen Aussagen in Theologie und Lehramt über den Menschen in der gegenseitigen Zuordnung der Geschlechter. Fest verankert erscheint diese Selbstverständlichkeit in der

«Die Anerkennung geschlechtlicher Vielfalt ist eine Herausforderung für Theologie, Kirche und Gläubige.»

Adrian Holderegger

Schöpfungserzählung im ersten Buch der Bibel. Die zentrale Stelle in Gen 1,27 wird in der Regel wie folgt wiedergegeben: «Gott schuf also den Menschen als sein Abbild. Als Mann und Frau erschuf er sie» (Einheitsübersetzung). Diese Stelle wurde aber missverständlich meist normativ ausgelegt, im Sinne einer exklusiven Festlegung auf zwei Geschlechter. Damit wurde das christliche Menschenbild entscheidend geprägt und ausgerichtet. Ein genauerer Blick auf das hebräische Original zeigt jedoch, dass die Übersetzung lauten müsste: Und Gott schuf den Menschen als weiblich und männlich, was eher einer Beschreibung einer in der Erfahrung gemachten Erkenntnis entspricht als einer dogmatischen Festlegung. Dies ist das Ergebnis exegetischer Forschung.⁷ Entscheidend ist aber, dass dieser Aussage das grundlegend theologische Bekenntnis vorausliegt, dass Gott den Menschen als sein Abbild/Ebenbild geschaffen hat. Diese wohl zentrale

Aussage der jüdisch-christlichen Anthropologie meint den Menschen als solchen, ungeachtet seiner Fähigkeiten und unabhängig von seiner sexuellen Ausrichtung und geschlechtlichen Identität. Jeder Mensch als solcher, unabhängig von einzelnen Charakteristiken, partizipiert nicht bloss an der Gutheit der Schöpfung («und siehe, alles war sehr gut» V. 31), sondern allen ist die gleiche Würde zugesprochen (vgl. Gal 3,28). Und dieser Würde entspricht es, dass der Mensch nicht bloss Vollzugsorgan natürlicher und gesellschaftlicher Vorgaben ist, sondern auch aufgerufen ist, sie in Verantwortung in Gemeinschaft mit anderen zu ordnen und zu gestalten. Dies gilt selbstverständlich auch für die Sexualität, die zum personalen Selbstausdruck dieses Prozesses gehört. Im Übrigen hat Thomas von Aquin diese Auslegung der Ebenbildlichkeit (*sibi ipsi et aliis providere* = gestalterische Selbst- und Fremdverantwortung) in der Einleitung zu seiner Ethik in der *Summa theologiae* in geradezu revolutionärer Weise zum entscheidenden Prinzip allen Handelns erhoben.⁸

Es ist keine Frage, dass jede Art sexueller Praxis, selbst wenn sie von der gesellschaftlich-mehrheitlichen Verhaltensvorstellung abweicht, sich an ethischen Regeln auszurichten hat – denn dies heisst gerade der Würde des Menschen entsprechend handeln. Der Massstab der Menschenwürde verbietet es beispielsweise, den anderen Menschen als blosses Objekt der Begierde zu betrachten, setzt Einvernehmlichkeit und Zustimmung voraus, verbietet das Ausnutzen von Abhängigkeiten und Machtverhältnissen. Darüber hinaus meint Gottebenbildlichkeit theologisch nichts mehr und nichts weniger, dass die von Gott in der Schöpfung grundgelegte und oft nicht verstandene Vielfalt anzuerkennen ist, und dass alle Menschen in ihrer geschlechtlichen Individualität und als gleichberechtigte Glieder der Gesellschaft zu achten sind. Das bemerkenswerte Dokument der australischen Bischofskonferenz⁹, das zu Gender-Fragen an katholischen Schulen Stellung bezieht, schliesst mit folgendem Statement: «In der christlichen Sichtweise ist der Mensch Person und hat Anteil an der Gutheit der Schöpfung. Wir sind Verwalter von allem, was Gott uns gibt [...], bis zur Einzigartigkeit unseres Körpers. Alles, was wir in der Natur finden, ist ein zerbrechliches Geschenk, das wir respektieren müssen. Jeder Mensch ist einzigartig, mit welcher geschlechtlichen Ausrichtung auch immer, und ist als solcher zu achten» (Übers. vom Verf.).

Adrian Holderegger

⁶ Vgl. Bundesministerium, Arbeitsgruppe «Inter- und Transsexualität», Berlin 2017, 7.

⁷ Vgl. Jahrbuch für Biblische Theologie «Sexualität», Bd. 33, Göttingen 2018.

⁸ Vgl. STh pro. I–II.

⁹ Created and Loved. A guide for Catholic schools on identity and gender, Canberra 2022.